

DIE MENSCHEN SIND DA

von Dominikus Müller

Die Kunst spricht. Ihre Stimme hallt durch die Gänge. Sie macht, sie tut, sie ruft ihre Kinder zu sich. Sie strömen herein, in den Saal, schnell sind es viele, denn sie kommen niemals allein. Die Kinder versammeln sich um die Kunst, sie sitzen auf der Lehne ihres Stuhles und gruppieren sich auf den Stufen ihres Thrones. Die Sonne glitzert durch das Fenster im Rücken der Kunst, sie legt einen Kranz aus Licht um ihren Kopf und ein Kreuz aus Schatten aufs Fischgrätparkett. Kleine Staubpartikel schweben langsam und behäbig durch die Strahlen wie Plankton durchs Nordmeer. Kein Wal kommt, um es herauszufiltern. Alles ist still. Wer das Gegenlicht aushält, der kann am Horizont die schneebedeckten Berge erkennen. Die Kunst blickt ihre Kinder zufrieden an und sie blicken zurück. Sie sieht sich in ihnen und sie spiegeln sich in ihren Augen.

Die Kinder beginnen, ihre langen blonden Haare ineinander zu weben, Haar für Haar, Strähne für Strähne. Sie glühen miteinander um die Wette, sie ergänzen sich gegenseitig und haben sich gern. Die Kunst sitzt in ihrem Kreis, und sie nehmen sie in ihre Mitte. Sie gehören zueinander, sie mögen und brauchen sich, die Kunst und die Kinder. Und weil sie das nicht nur wissen, sondern auch gut finden, ist es eine Szene von großer Harmonie. Mit feiner Stimme wispert sie sich schöne Sätze zu. Im Raum raunt es, die Töne verstärken sich, Bedeutungen schaffen sich, werden weitergetragen, von einem zum anderen, schaukeln sich hoch und steigen schließlich langsam empor. Dann werden sie gehört. Eine Wolke aus Worten hängt unter der Decke. Die Worte formen ein Gesicht. Es ist das Gesicht der Kunst. Sie öffnet ihren Mund. Ein schwarzer Telefonhörer wird eingesteckt.

Hallo, Hallo sagt die Kunst durchs Telefon. Ich höre sie ganz genau, ihre Stimme ist klar und kräftig wie immer, Bass, Bariton, irgendwas in der Tiefe. Ihre Stimme ist körnig und ich sehe einzelne Schallwellen durch den Raum ziehen. Hallo sagt sie also, die Kunst. Und ich antworte. Hallo. Wir sprechen eine Weile, sie erzählt mir von ihren neuesten Konzepten, von ihren besten Ideen, von zufälligen Gedanken. Warum man das eine so macht, wie man es macht, und das andere besser gar nicht. Warum man über das eine permanent sprechen muss und über das andere nicht kann. Ich nicke bestätigend, sage, dass macht alles Sinn, und nehme einen tiefen Schluck meines lauwarmer Cappuccinos. Der Milchschaum, gemischt mit Zucker, verklebt mir

sehr angenehm die Lippen. Für einen kurzen Moment muss ich lachen, dann sagt die Stimme aus dem Telefon mit viel Pathos: Es kommt eine Zeit jenseits von Kontexten, vielleicht ist das dann auch wieder Kunst jenseits vom System. Das will man ja nicht wollen, und doch ist es das, auf was alle warten. Ich auch, denke ich bei mir, und nicke schweigend.

Immer wenn die Kunst spricht, verstummt das Murmeln der Kinder. Sie konzentrieren sich, sie halten die Luft an in ihren weichen, weißen Brustkörben. Kleine Aquarien des Lebens, kondensierte Kraft, angehaltener Drang. Sie haben die Augen geschlossen und die Münder halb geöffnet. Die Wangen flattern. Und ihre Haare vibrieren im Takt der Künstlerstimme. In der Kunst, so begreife ich schließlich, sprechen die Kinder. In ihrem Körper hallt ihr Sound wie in einer Kathedrale und aus ihrem Mund perlen ihre Worte. Das Vibrato ihrer pastoralen Stimme macht ihr harmonischer Gleichklang, sein weicher Zungenschlag ist das Resultat ihrer Gemeinsamkeit. Speaking in tongues, talking in heads. Sie sind es und sie gehören zusammen. Es kann keine Kinder geben ohne Kunst und keine Kunst ohne Kinder. Vor meinen Augen und in meinen Ohren verzweigt sich das Bild immer weiter, entwirren sich die Zöpfe, ohne sich zu trennen, spalten sich die Haare, ohne sich zu teilen, immer tiefer hinein verfolge ich die einzelnen Stränge. Keine Häme, kein Zweifel, alles eins, immer weiter, von vorne, im Kreis. Man nennt das bei sich sein oder sich verlieren. Dann legt sie auf.

Ich öffne die Tür und betrete den Raum. Noch immer schwebt das Gesicht unter der Decke, noch immer hängt es da in einer Wolke aus Worten – ganz so wie ich es vorher auf dem Bildschirm des Telefons erkennen konnte. Ich könnte seine Geschichten auslesen, sie liegen offen da. Ich entscheide mich dagegen und blicke das Gesicht einfach nur an. Weiche Wangen zeichnen sich ganz deutlich ab, genauso wie eine leicht zu spitze Nase. Zu den Augen hin drängen sich die Vokale, während die goldenen Haare vor allem aus Konsonanten gebildet werden. Es ist ein wunderschönes Gesicht, ein ebenmäßiges. Es ruht in sich, es ist klar zu erkennen und hat doch keine festen Grenzen. Es franst überall hin aus und ist doch ganz. Es vibriert im Takt der Kindergesänge und pulsiert kraftvoll im unisono ihres Summens. Ich verstehe: Es kann kein Gesicht geben, hinter dem nicht andere stehen. Und doch sieht man immer nur ein Gesicht, eben genau so, wie man eine Landschaft sieht, wenn man an Bäume, Felder, Hügel und Straßen denkt. Das Gesicht ist eine Integrationsmaschine, es ist immer Eins aus Vielen, Gesamtheit in sich. Das Gesicht ist ein Gegenüber. Es ist ein anderer Mensch.

Und jeder Mensch ist eine andere Welt, die von vielen bewohnt wird. Ich sehe mich selbst, ich sehe die Kinder, ich sehe die Kunst. Ich bin glücklich. Ich bin im Bild.

Von hier aus beginnen die Dinge, wieder etwas zu bedeuten. Klar und deutlich zeichnen sie sich in mir ab, stellen sich als Fragen zumindest. Ich sehe in die Augen der anderen und weiß: sie denken genauso. Wir hängen zusammen, ich bin dabei, und das macht mich froh. Und doch bleiben Fragen: welche Zusammenhänge brauche ich, um was will ich mich kümmern, um wen will ich mich sorgen? Was heißt es, wenn die Dinge beseelt sind, wenn ich mit ihnen sprechen kann auch ohne Worte, was heißt es, wenn die Bilder zu Körpern werden und Kunstwerke zu Menschen? Wer verwertet hier wen? Wer handelt mit wem? In welchen Währungen wird gezahlt, wenn wir alle zusammen zirkulieren wie Waren?

Von draußen dringen Stimmen ins Innere zu uns hinein. Draußen stehen sie in langen Ketten um unser Haus. Wir möchten uns nicht verkaufen, nicht für nichts und nicht für alles auf der Welt, sagen sie. Wir möchten, dass die Dinge anders laufen als bisher, besser irgendwie, sagen sie weiter. Sie möchten andere Zusammenhänge für ihre Sorge. Deswegen stehen sie jetzt hier, in langen Ketten und halten sich an den Händen. Sie haben sich gern. Wir sehen das durch die Fenster und finden das sofort gut. Wir öffnen ihnen die Tür. Sie kommen herein, und für eine Weile stehen wir einfach nur da und blicken uns in die Augen. Einfach nur so. Sie sind genauso in Ordnung wie wir, das merken wir sofort und sehen es in ihren Gesichtern, die jetzt, da sie bei uns sind, ganz entspannt wirken. Keine Sorge mehr zu sehen, kein Gram mehr zu lesen. Wir sind drinnen wie draußen, wir sind jenseits der Worte. Dass es modrig warm ist und dass die Luft nach Schimmel riecht, das macht uns nichts. Wir lachen und fühlen uns gut, wir ziehen die Hosen aus. Gierig saugen wir die stickige Luft durch die Nase und beginnen in Unterhosen zu tanzen. Die Menschen sind da. Wir sind da.

THE PEOPLE ARE HERE

by Dominikus Müller

Art speaks. Her voice rings through the hallways. She creates, she acts, she calls her children home. They stream into the hall, soon there are many, for they are never alone. The children gather around the Art, they sit in groups on the back of her chair and on the steps before her throne. The sun pierces the window behind, casting a crown of light around Art's head and a cross of shadows upon the fishbone parquet. Small particles of dust drift slowly and sedately through the beams like plankton in the Arctic Sea. No whale here to filter it out. All is quiet. Whoever faces the light can see across to the snow-topped mountains on the horizon. Art looks with satisfaction at her children and they look back at her. She sees herself in them, and they recognize their own reflections in her eyes.

The children begin to weave her long blond hair, lock by lock, strand by strand. They are glowing, each trying to glow more strongly than the next, they complete each other and enjoy being together. They circle Art, they take her as their center. They belong together, they desire and need each other. Art and her children. They not only are aware of this, but consider it to be good. It is a scene of true harmony. With delicate voices they whisper beautiful sentences. A murmur spreads through the room, the sounds become louder, meanings are established and repeated, from one person to the next, swinging up high before slowly sinking back down. Now they can be heard. A cloud of words hangs below the ceiling. The words form a face. It is the face of Art. She opens her mouth. I plug in a black telephone receiver, pick up and dial.

Hello, hello, says Art through the telephone. I hear her perfectly, her voice is as clear and strong as ever, bass or baritone, but at any rate very deep. Her voice is grainy and I see sound waves crossing through the space. Hello, Art says. And I answer. Hello. We speak for a little while. She tells me of her newest concepts, her best ideas, and other random thoughts. Why this one here is doing things this way, and why that one there is better off doing them differently. Why you must always talk about one thing and why you cannot talk about another. I nod in agreement, take a sip of my lukewarm cappuccino, and say: That all makes sense. The milk foam mixed with sugar sticks to my lips. I like it. For a second I have to laugh, then the voice from the telephone says with great pathos: a time is coming that will transcend

context—and this also means: art will transcend the system. No one will admit it, but that is really what everyone is waiting for. Me too, I think to myself. I silently nod.

Whenever Art speaks her children become silent. They concentrate and focus, they hold the breath inside their soft white ribcages. Little aquariums of life, condensed energy, restrained impulse: their eyes closed and their mouths half open; their cheeks fluttering and the hair vibrating to the rhythm of the voice of Art. I finally realize that the children are speaking through Art. Their sound reverberates in her body like a cathedral, and their words spill from her mouth. Their harmonious unison forms the vibrato of her pastoral voice, and their similarity produces the soft movements of her tongue. Speaking in tongues, talking in heads. They belong together: there can be no children without art and no art without children. The picture branches outward before my eyes and ears, the braids unravel but do not come apart, the hairs split down the middle but do not separate; I follow the separate strands ever deeper. No rancor, no misgivings, all is one—ever onward, beginning over and over, in a circle. It is called: being aware—or losing yourself. Then she hangs up.

I open the door and walk into the room. The face still hovers up by the ceiling, still hangs there in the cloud of words—just as I could sense from earlier, on the phone. If I wanted I could read all its stories, they are lying there out in the open. But I don't feel like; instead I simply stare at the face. Soft cheeks are clearly visible, as well as a slightly too pointy nose. Vowels push out at the eyes, while the golden hair mostly consists of consonants. It's a beautiful face, one of perfect proportions. It is peaceful and well-defined yet has no fixed borders. It unravels in every which way yet it is whole. It vibrates to the rhythm of the children's song and pulses strongly in unison with their humming. I understand: there is no face that does not contain others behind it. And yet one always sees only one face, just like one always sees a landscape when one thinks of trees, fields, hills, and roads. The face is an integrating machine, it is always one formed from many, completeness itself. The face is a counterpart. It is a different person. And every person is a different world that is inhabited by many. I see myself, I see the children, I see art. I am happy. I'm in the picture.

Now things begin to have meaning again. They emerge clearly within me, or at least pose themselves as questions. I look into the eyes of others and know: they think as I think. We are interconnected, I am present, and this

makes me happy. And yet the questions linger: what connections do I need to make, what do I want to be concerned about, who do I want to take care of? Why do things come to life, why can I speak to them without using words, why do images become bodies and why do artworks become people? Who's using whom? Who's dealing with whom? What currency is used, if we're all circulating like commodities?

We hear voices coming in from the outside. They're waiting in long lines that stretch around the building. We won't sell ourselves, the voices say, the people say. Not for nothing, not for everything in the world. We want things to be different than they were, they say, better in some way. They want new context for their worries. They are here now, standing in long lines, holding hands. They enjoy being together, as we can see through the window. We like that. We open the door for them. They come in, and for a while everyone just stands there looking at each other. Simply standing there. They are just like us, we see this right away in their faces, which, now that they are here with us, look happy and relaxed. No more worries to be seen, no grief. We are both inside and outside, we are beyond words. It doesn't bother us in the least that the air is warm and musty and smells of mildew. We laugh and feel all right, we take our pants off. We greedily inhale the stuffy air and begin to dance in our underpants. The people are here. We are here.